Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 113. Montag, 25. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(31. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ihre Hand stahl sich unter der Decke hervor und tastete nach der seinen. Er fühlte den matten Druck, und eine Welle stummseligen Glücks flutete zu seinem Herzen. Regungslos saß er und ließ den Blick nicht von ihr.

Frau Apelt kam zurück mit einem Becken und Leinwandtüchern. Reinhold bestand darauf, die Umschläge zu machen, feuchtete die Tücher an und legte sie um die brennende Stirn. Sie schauerte zusammen, dann aber irrte ein Seufzer der Erleichterung zu ihm hin, und ein leises Lächeln der fieberheißen Lippen dankte ihm.

Schweigen war um sie. Nur ihre Hand lag in der seinen. Trotz der Ermahnungen Frau Apelts war sie nicht zu bewegen, sie unter die Decke zu ziehen.

Dämmerung wob graue Schatten um die Beiden. Er beugte sich vor und drehte das Licht der kleinen Nachttischlampe an, schob den dunklen Schirm aber so, daß ihr Gesicht nicht von den Strahlen belästigt wurde. Sein Kopf aber war ganz im Hellen. Sie sah ihn. Und durch das schmerzende, zuckende Hirn lief doch ein kaum fühlbares Beben der Freude, ihn nahe zu wissen. Ein wohltuendes Gefühl der Beruhigung.

Frau Apelt brachte den Rumgrog. Er nahm ihr das Glas ab, rührte erst einige Male noch den Löffel und führte es dann an Helgas Lippen. In kleinen Schlückchen trank sie. Glühend rann es durch ihre Kehle.

Einmal wollte sie aufhören. Ein bittender Blick traf sie. Sie trank, bis kein Tropfen mehr im Glase war und ließ sich dann müde zurücksinken.

Mit liebevoller Sorgfalt zog er die Decke wieder hoch, hüllte sie ganz ein darin. Nur ihre Hand lugte ein wenig an der Seite hervor und umfaßte die seine mit lindem Druck. Einen Augenblick machte er sich frei, um den Umschlag um die Stirn zu erneuern.

„Ist Ihnen ein wenig besser, kleine Helga?"

Sie nickte. „Heiß ist mir! Ich werde jetzt ein wenig zu schlafen versuchen . . . aber nicht wahr, Sie bleiben doch ein bissel, bis ich eingeschlafen bin?"

„Ich bleibe bei Ihnen!" sagte er leise.

Sie schloß die Augen. Aber noch über eine Viertelstunde dauerte es, bis endlich der Schlummer über sie kam. Die Schauer verloren sich. Ihr Atem ging kurz und stoßweise. Die Lippen waren trocken und heiß.

Schweiß drang aus den Poren und perlte das Gesicht hinunter. Schweiß bedeckte auch die kleine Hand, die er hielt.

Als nach einer halben Stunde Frau Apelt hereintrat, um nach der Kranken zu sehen, drehte er sich hastig, fast erschrocken um und legte den Finger auf den Mund. Sofort dämpfte die mollige Frau den Laut ihrer Stimme.

„Sie schläft?"

„Ja!"

„Wollen Sie noch hier bleiben?"

„Ich wache die Nacht bei ihr! Es ist nötig . . . jemand muß da sein, der dafür sorgt, daß sie im Schlaf nicht die Decke zurückwirft, weil ihr vielleicht zu warm wird."

Frau Apelt zog sich auf den Zehenspitzen zurück.

Eine Stunde schlich vorüber. Allmählich wurde Helgas Atem ruhiger und tiefer. Er nahm leise eins der noch trockenen Tücher und trocknete damit ganz vorsichtig den Schweiß von ihrem Gesicht.

Still war es. Eine Stille, deren Schweigen die Stimmen des Innersten weckt und zum Bewußtsein dringen läßt, was tief im Verborgenen sonst ruht.

Von Zeit zu Zeit drang das Schlagen der Uhr aus dem Nebenzimmer an sein Ohr.

Reinhold Buchenaus Auge ruhte auf dem Antlitz der Schlafenden.

Acht . . . neun . . . zehn . . . elf . . .

Mehrmals versuchte sie, mit dem Arm den Oberkörper von der Decke zu befreien. Es war ein Lächeln der Liebe um seinen Mund, wenn er es verhütete.

Und ganz, ganz zart, dem körperlichen Ohr unhörbar, wuchs ein Singen in ihm auf. Es sang und klang in ihm in weichen, süßen Tönen mit einer Stimme, die er liebte, in deren Fülle er sein ganzes Denken und Fuhlen versenkte. Sang und klang in ihm und ließ sein Herz aufbeben unter dem Wunderstrom des Über-ihn-hin-rauschens.

Es war, als sänge sie, die da lag und ruhig schlief . . . als sänge sie immer dasselbe, immer dasselbe beglückende:

„Du bist das Lied, das mir mein Leben sang . . ."

Ein hingegebenes Lauschen und Insichaufnehmen war in ihm . . .

War in ihm und weckte sein ganzes tiefsinniges Sinnen zu gleichem Rhythmus:

„Nun hör ich dich in jedem Glockenklang,
Nun schau ich dich in jedem Baum und Strauch,
Ich atme dich in jedem Windeshauch . . ."

Das umkoste ihn und umharfte ihn, daß sein Ich sich am liebsten aufjauchzend der beseligenden Gewißheit des Glücks entgegengeworfen hätte.

Langsam beugte er sich herab und küßte demütig die weiche Hand in der seinen . . .

Die Nacht verging. Er merkte es kaum, wußte nichts von Zeit und Raum. War in Welten, denen der Geist der Liebe Leben gab, die der Geist der Liebe erfüllte mit Unerschöpflichkeiten.

Schrak jäh zusammen, als sie sich rührte und die Augen aufschlug.

Ganz klar war der Blick, mit dem sie zu ihm aufsah.

Und ein zages, leises Lächeln trat auf ihre trockenen, zersprungenen Lippen.

„Ich habe Durst!" flüsterte sie.

Sofort goß er aus der auf dem Nachttisch stehenden Karaffe etwas Wasser in ein Glas.

„Aber ganz vorsichtig und langsam trinken, kleine Helga!"

In seiner Stimme war ein so neuer, niegehörter Klang, daß sie ihn überrascht anschaute. In kleinen Schlucken trank sie.

Sank zurück und sah den grauenden Tag durch die Fenster schimmern.

„Reinhold, Sie . . . Sie haben die ganze Nacht hier gewacht?“ fragte sie erschrocken.

„Gern gewacht!“ nickte er lächelnd. „Wie fühlen Sie sich?“

„Ganz gesund! Die Kopfschmerzen sind fort . . . und auch alles andere.“

„Da hätten wir also den Angriff der Grippe gleich im ersten Stadium abgeschlagen! Besser ist es aber, Sie bleiben heute noch liegen.“

„Aber Sie müssen nun schlafen gehen.“

„Ich bin nicht müde.“

Eine kleine Pause. Wieder wandte sie den Kopf ihm zu und ein liebkosender Blick glitt über sein übernächtigtes Gesicht.

„Sie waren so besorgt um mich, Reinhold . . . ich danke Ihnen . . .“

„Krasser Egoismus! Stellen Sie sich einmal vor, Sie wären ernstlich krank geworden . . . was wäre denn dann aus mir geworden?“

„Sie wären nicht allein fertig geworden?“ lächelte sie ihm zu.

„Helga, ich kann mir ja ein Leben ohne Sie garnicht mehr vorstellen! Gar nichts wäre ich ohne Sie!“

Langsam stieg eine rote Welle vom Halse herauf in ihr Gesicht.

„Das ist schön!“ sagte sie ganz leise. „Einem Menschen alles sein zu können, einem Menschen so zu gehören, daß man allein nichts mehr ist!“

Die Worte griffen tief in sein Herz und öffneten es, öffneten es weit, daß es in wunderbarem Wissen gegen die Brust hämmerte. In die Knie riß es ihn, ohne daß er es wollte, riß ihn zu ihr nieder mit fast schluchzend auffubelndem Laut. Sein Mund legte sich auf ihre Hand und blieb darauf ruhen sekundenlang .

„Helga . . . Helga . . . du weißt nicht, wie sehr ich dich liebe!“ kam es von seinen Lippen, andächtig-dankerfüllt. „Alles, was ich bin, bist nur noch du . . was ich denke, bist du . . was ich fühle, bist du! Nichts sonst als du und immer du! Fände ich doch Worte, dir zu sagen, wie sehr meine Liebe mit dir ging durch all diese Tage und Wochen, hoffend und bangend . . . von jener Stunde an, da du der einzige Mensch warst, dessen Hilfe Tat war! Von da an liebe ich dich. Und als ich dich kennen lernte, dein mitleidheißes Herz, dein stilles Sehnen nach Helfenkönnen . . . Helga, von da an ruhte es in mir: wenn mein Dasein je zweckerfüllt, je wertvoll werden sollte, dann nur in der Verbindung mit dir, in deiner Liebe. Aber ich wagte nie, es dir zu sagen . . . dunkel und ungewiß lag ja alles vor mir, und wie durfte ich dein helles, lichtes Leben durch meine graue Zukunft führen wollen. Du weißt nicht, wie dankbar ich meinem Schicksal bin und dem deinen, daß es dich vor schwerer Krankheit bewahrte. Meine Angst um dich war groß gestern abend . . . nun aber ist alles gut.“

„Du Lieber!“ sagte sie. Nichts sonst. In diesen zwei Worten aber strömte ihre ganze große Liebe zu ihm hinüber, gab sie ihm ihr ganzes liebeerfülltes Herz . . .

„Helga!“

Er bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Sie bot ihm den Mund.

Minutenlang ruhte ihr Kopf in seinen schlanken starken Händen und fühlte sich geborgen darin wie in Gottes Schoß.

„Und ich habe gewartet auf diese Stunde, Lieber du . . . unbewußt erst, aber doch gewartet immer und immer. Und bin nun ganz glücklich!“

Sie sahen sich an. Und in ihren Augen lagen ihre Herzen, umstrahlt, umleuchtet von dem Glück, das ihre Liebe plötzlich hell, nicht mehr verborgen in ihnen angezündet hatte.

Als Frau Apelt den Kopf hereinstreckte und auch der Mann kam, um sich nach Helgas Befinden zu erkundigen, standen sie zwei Menschen gegenüber, die äußerlich noch dieselben waren wie gestern . . . und doch nicht dieselben: ihre Münder trugen das glückgeborene Lachen ihrer Liebe auf den Lippen, ihre Augen waren erfüllt von der wundergetragenen Schönheit ihres Einandereinswissens.

„Nun, wieder gesund?“ fragte Frau Apelt und tätschelte kosend über Helgas Wangen.

„Gesund! Und Sie wissen nicht, wie dankbar ich für diesen Grippeanfall bin! Wenn der nicht gekommen wäre, hätte dieser große, mutige Mann hier noch lange nicht den Mut gefunden, mir zu sagen, was unsere Herzen längst wußten! Wir haben uns eben verlobt!“

„Herrgott! Wirklich? Da gratuliere ich!“

„Das hat tatsächlich lange gedauert!“ lachte Apelt. „Ich habe Tag um Tag darauf gewartet! Erst neulich sagte ich noch zu meiner Frau: Die beiden Menschen scheinen blind zu sein, daß sie nebeneinander herlaufen und nicht merken, wie es um den andern steht!“

„Um so sehender sind wir jetzt geworden!“ fügte Reinhold glücklich hinzu.

Gegen Abend ließ sich Helga nicht mehr zurückhalten. Sie stand auf, fühlte eine zwar noch ganz leise Nachwirkung des Anfalls in den Gliedern . . . aber lächelnd saß sie an der Seite des Geliebten, Hand in Hand mit ihm und feierte das Fest ihrer Liebe. Herr Apelt, der heute einen dienstfreien Tag hatte, spendierte eine Flasche Wein, bei der die vier Menschen anstießen auf das Glück und die Zukunft.

Als Helga dann wieder lag, mußte Reinhold noch einen Augenblick zu ihr hereinkommen.

„Nun habe ich noch eine Bitte an dich, Liebster!“ sagte sie, mit ihren Blicken das geliebte Gesicht umfassend.

„Mag es sein, was es will, ich erfülle sie dir!“

„Sieh, wir haben uns in den vergangenen Monaten kennen gelernt, wie sich selten zwei Menschen kennen, nicht wahr? Deine Seele liegt offen vor mir, daß ich darin lesen kann wie in einem Buche. Und auch ich habe mich dir gegeben so, wie ich bin. Warum also wollen wir noch lange warten? Schillers Wort vom Prüfen vorm Sichbinden ist an uns schon erfüllt . . . . wenn du mich nun ganz glücklich machen willst, dann laß uns morgen zum Standesamt gehen und das Aufgebot bestellen!“

Sein Auge strahlte auf. In seinem Kuß lag die Antwort seines Herzens.

Im Verstande aber meldete sich ein leiser Zweifel: „Helgalieb, niemand wäre glücklicher als ich . . . aber ich weiß nicht . . . meine Zukunft erscheint mir noch so unsicher, daß ich es fast nicht wage, dein Leben ihr anzuvertrauen . . .“

„O du Kleingläubiger! In diesem Monat hast du über dreihundert Mark verdient, ich fast hundertfünfzig . . . und damit sollen wir nicht leben können? Vergißt du denn ganz, daß der Wendhus-Verlag jede Woche mindestens in einem seiner Blätter eine Sache von dir bringt und dadurch schon das Existenzminimum für uns einkommt. Und selbst, wenn das nicht wäre, Liebster, ich glaube, unsere Liebe ist so groß, daß sie jede Not überwindet . . . nicht?“

Er antwortete nichts Innig küßte er ihren Mund und stand auf.

„Du hast recht!“ sagte er erst nach einer langen Pause. „Und nun schlaf wohl, mein Liebling!“

An der Tür wandte er sich noch einmal um und winkte ihr lächelnd zu. Ihr Blick folgte ihm, bis sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte.

Am nächsten Morgen gingen sie zum Standesamt. Als der Beamte die standesamtliche Trauung auf den 29. Mai festsetzte, wandte Helga ein:

„Wäre es nicht möglich, sie schon am siebenundzwanzigsten stattfinden zu lassen? An diesem Tage hat nämlich mein Verlobter seinen Geburtstag . . . und ich möchte mich ihm zum Geschenk darbringen!“

Reinhold sah sie erstaunt an. Der Beamte lächelte, orientierte sich in seiner Liste und erfüllte ihren Wunsch.

„Woher weißt du denn meinen Geburtstag, Helga?“ fragte Reinhold, als sie wieder die Straße betraten.

Da antwortete sie ihm lachend fast mit denselben Worten, die er damals im November an ihrem Geburtstage benutzte.

„Wozu hat denn unsere liebe Frau Apelt deinen polizeilichen Anmeldeschein, aus dem er ja deutlich zu ersehen ist.“

(Schluß folgt.)

Der dunkelrote Rosenstrauß.

Von **Lotte Baumann-Schönheim.**

Irene ist sehr klug. Irene weiß, daß es besser ist, einen Freund ganz zu haben, als ein Dutzend halb. Irene weiß aber auch, daß nichts eine Frau in den Augen eines Mannes begehrenswerter erscheinen läßt, als der Umstand, daß sie auch von anderen Männern — natürlich ohne Gegenliebe — verehrt wird.

Irenes Freund heißt Rudolf. Der aussichtslos glühende Verehrer, von dem er dauernd berichtet bekommt, heißt Lothar. Und nie hat Rudolf Lothar gesehen. Aber er haßt ihn, und er verabscheut ihn, und er hat für ihn das wegwerfende Achselzucken des Triumphatorrivalen.

Irene und Rudolf sind schon jahrelang befreundet. Und Rudolf beschenkt Irene schon jahrelang außerordentlich nobel zu ihrem Geburtstag. Und jedes Jahr ist ihm auf ihrem Geburtstagstisch eins außerordentlich zuwider: ein dunkelroter Rosenstrauß, das einzige, was nicht von ihm ist. Jahr für Jahr prangt er in der Mitte des Gabentisches, dieser aufdringliche mächtige Rosenstrauß. Ohne Karte, ohne Namen macht er sich breit. Und Irene lächelt vielsagend: „Selbstverständlich freue ich mich nur über deine Geschenke", sagt sie zu Rudolf. „Aber eigentlich ist es doch furchtbar nett von Lothar."

Einmal hat Rudolf es mit einem homöopathischen Mittel versucht: Er hat einen Konkurrenzstrauß von zwanzig dunkelroten Rosen bestellt. Aber das half nichts. Der fremde Strauß war da und dünkte sich als Original und schien überlegen-ironisch über die Kopie zu lächeln.

Und an solch einem Geburtstag von Irene ist es geschehen, angesichts dieses aufreizenden, unsicher machenden Rosenstraußes, daß Rudolf Irene geradezu befohlen hat, seine Frau zu werden. Und Irene ist sehr klug. Und Irene weiß, man muß sich suchen lassen. Und darum hat Irene erst nicht ja und nicht nein gesagt, sondern sie hat an den dunkelroten Rosen gerochen und dabei träumerisch gemeint, man würde ja auch anderweitig sehr verehrt und verdürbe sich vielleicht viele Chancen.

Und nun ist sie Rudolfs Frau, und sie besitzt wirklich das Kabriolett, das er ihr damals versprochen hat als Äquivalent für die etwa verdorbenen Chancen.

Und sonst hat sich nicht viel geändert. Obgleich sie in eine andere Stadt gezogen sind, hat auf ihrem Geburtstagstisch ein Strauß von zwanzig unverschämt duftenden dunkelroten Rosen gestanden. Ohne Karte, ohne Namen ist er dagewesen, bedingungslos wie das Schicksal selbst. Rudolf ist vor Wut fast geplatzt, und Irene hat geschmeichelt gelächelt und hat gesagt, wahrer Liebe sei nichts unmöglich, die verstände sich besser zu orientieren als die Polizei. Und da sie so verehrt würde, sähe Rudolf wenigstens, was er an ihr hat.

Und an Irenes zweitem Geburtstag in ihrer Ehe hat Rudolf starke Kopfschmerzen und kommt darum schon am Vormittag aus dem Büro nach Haus. Irene ist nicht da, dafür aber der impertinente dunkelrote Rosenstrauß. Diesmal von bedrohlicher Größe. Das Mädchen hat ihn in Irenes Abwesenheit erst mal provisorisch auf den Schreibtisch gestellt. Auf seinen Schreibtisch. Rudolf setzt sich feindselig in den Schreibtischsessel und hat das Gefühl, als ob der riesenhafte Strauß ihn verdrängen wollte. Mechanisch zählt er die Rosen. Vierzig sind's. „Doppelte Zahl, doppelte Gefahr?" geht's ihm durch den Kopf. Er starrt und starrt auf die Rosen — da entdeckt er verborgen ein Briefkärtchen. Ohne zu überlegen, reißt er den Umschlag auf. In energischen Schriftzügen die Worte: „Liebling, morgen, wenn der alte Esel fort ist."

Rudolf überläuft's. Rudolf reißt die Weste auf. Auf einmal ist ihm alles klar. Warum Irene ihm vorgestern so dringlich zugeredet hat, sich doch wie andere Ehemänner einen Kegelabend einzurichten. Warum sie stets so liebevoll besorgt um ihn ist. Das schlechte Gewissen. Das kennt man ja. Warum sie oft so zerstreut und fahrig ist, gerade in den letzten Wochen und Monaten. Warum sie so furchtbar schlecht über die Frau Lehmann gesprochen hat, von der der ganze Stadtteil weiß, daß sie einen Hausfreund hat. Er hat noch gesagt, als neulich die Rede davon war, man müßte tolerant sein. Aber da ist Irene richtig aufgebraust und hat gerufen: „Solch eine Person nimmst du in Schutz? O pfui!" Heut ist es ihm klar, daß sie so sprach, um ihn in Sicherheit zu wiegen betreffs ihrer eigenen Moral. Um selbst rein dazustehn. Aha! Die Heuchlerin! Die Lügnerin!

Rudolf wirds bald heiß, bald kalt. Soll er toben, wenn sie heimkommt, oder soll sie ihn als gebrochenen Mann auf dem Divan finden? Oder soll er überhaupt auf der Stelle das Haus verlassen? Das Heim, das sie beschmutzt hat. Scheidung jedenfalls ist Ehrensache. Er findet nicht, daß geteilte Freude doppelte Freude ist. Geschieden wird.

Er liest das Kärtchen noch einmal. „Der alte Esel" schreibt er, der Herr Lothar. Der glaubt wohl, daß er i—a und amen zu allem sagt. Der soll ihn kennen lernen, der Herr Lothar.

Rudolf ist zusammengezuckt. Es hat geklingelt.

Irene. Das muß Irene sein. Und blitzschnell ist er an der Tür. Er will ihr gleich selbst öffnen. Mit dem Kärtchen in der Hand.

Ein Bote steht vor der Tür. In der Livree eines Blumengeschäftes. Er stammelt verlegen: „Ach Sie werden entschuldigen, aber ich habe mich geirrt. Den Strauß, den ich vorhin hier abgegeben habe, hat ein Herr für Frau Lehmann in der Nr. 4 vorn bestellt. Das waren vierzig Rosen. Hier ist der Strauß, den Ihre Frau gekauft hat, das sind nur zwanzig."

„Meine Frau???"

„Ja, entschuldigen Sie nur die Verwechselung. Ihre Frau hat doch vor einer Stunde bestellt, daß ein Strauß von zwanzig dunkelroten Rosen hierher geschickt wird."

Der Bote aus dem Blumengeschäft erhält den Riesenstrauß nebst Briefkärtchen ausgehändigt und wundert sich, daß er für seine Verwechselung auch noch ein Trinkgeld im Werte von mindestens zwanzig roten Rosen bekommt.

Und wie Irene nach Hause kommt, prangt in der Mitte ihres Gabentisches der dunkelrote Rosenstrauß. Und Rudolf platzt nicht vor Wut. Aber Irene lächelt vielsagend und meint, es sei eigentlich sehr nett von Lothar, und wenn eine Frau so verehrt würde, sähe ihr Mann wenigstens, was er an ihr hat.

Und Jahr für Jahr schmückt Irenes Geburtstagstisch ein Strauß von zwanzig dunkelroten Rosen ohne Karte und Namen.

Denn Rudolf ist sehr klug. Und Rudolf weiß, daß es besser ist, eine Frau ganz zu haben und sie Verehrtwerden bloß spielen zu lassen.

Der sprechende Fisch.

Von **Julius Cfermely.**

In Bagdad lebten einst zwei Fischer: Halil Daud und Ibrahim Jussuf. Sie begaben sich jeden Morgen an den Fluß, warfen dort ihre Netze aus und zogen sie wieder ein. Ihre ganze Beute aber lieferten sie in die Markthalle; fing jedoch einer von den beiden einmal einen besonders schönen Fisch — mochte es nun ein großer, schwerer Karpfen oder ein langer, schlanker Hecht sein — der trug ihn in die Küche des Kalifen, wo ihm für den Fisch der dreifache Preis ausbezahlt wurde.

Der Kalif aber war Harun al Raschid, der legendenhafte Beherrscher aller Gläubigen. Er war weise und ideenreich und suchte Wahrheit und Recht nicht in den toten Buchstaben und Zeilen des Gesetzbuches, sondern er hielt sich immer an das wirkliche Leben und nahm darauf auch beim Fällen eines Urteiles stets Bedacht.

Da ließ Allah eines Tages ein Wunder geschehen. Als Halil und Ibrahim ihre Netze einzogen, hatte sich in jedem Netz ein Riesenkarpfen gefangen, jeder fünf Spann lang. Die beiden Fische glichen einander auf ein Haar, sie waren gleich lang und gleich schwer.

„Diesen Fisch werde ich in die Küche des Kalifen tragen," dachten sowohl Halil wie auch Ibrahim bei sich und jeder von ihnen legte die Beute in einen mit frischem Wasser gefüllten Bottich. Da es aber noch sehr früh am Morgen war und der Küchenmeister des Kalifen sicherlich noch schlief, streckten sie sich am Ufer aus, und dankten Allah für den guten Fang.

Plötzlich kam dem schlauen Halil eine sonderbare Idee. Wenn er seinen Fisch als einen Wunderfisch ausgeben würde, könnte er ihn dem Kalifen persönlich überreichen und bekäme dafür obendrein eine schöne Belohnung.

Er überlegte und sann lange hin und her; plötzlich sprang er auf und rief aus:

„Ibrahim, hast du gehört, wie mein Karpfen soeben gesagt hat: Ich bin freiwillig in dein Netz gegangen, Halil. Ich weiß, daß ich nun verspeist werde, kann es denn aber für einen Fisch ein schöneres Ende geben, als auf den Tisch des Kalifen zu gelangen?"

Aber auch Ibrahim Jussuf war schlau und wußte sofort, was Halil eigentlich im Schilde führte. Auch er sprang auf und sagte:

„Nicht dein Karpfen hat gesprochen, sondern mein Karpfen, ich habe es ganz deutlich vernommen."

Halil blieb fest bei seiner Behauptung, Ibrahim desgleichen und damit lagen sie sich auch schon in den Haaren. Da beschlossen sie, ihre Sache einem Kadi vorzutragen.

Jeder von ihnen nahm seinen Bottich mit dem Fisch und so suchten sie in der Stadt einen Kadi auf. Der erste Kadi, dem sie begegneten, war Tobba, der eben vor der Eingangstür einer Moschee Unstimmigkeiten schlichtete.

Sie brachten ihm ihr Anliegen vor. Doch der Kadi bezweifelte, daß es überhaupt möglich sei, daß ein Fisch sich mit menschlicher Sprache verständigen könne, und er zog daher den Koran zu Rate. Er stach mit einer Nadel in das Buch und sah dann nach. Auf der letzten Seite, die von der Nadel noch durchlocht worden war, stand in der vierundzwanzigsten Sure folgendermaßen zu lesen:

„Koste davon, du mächtiger und ehrenwerter Mann!"

Der Kadi wurde betroffen.

„Damit war zweifellos der Kalif gemeint. Der Kalif sollte vom Fleische des Fisches kosten! Aber von welchem der beiden Fische!" überlegte der Kadi weiter. Schließlich fällte er folgenden Spruch:

„Jeder der beiden Fische möge in der Mitte quer durchschnitten werden und dann soll das Los entscheiden, welcher Fischer die Kopfhälfte und welcher die Schwanzhälfte dem Kalifen überreichen dürfe."

„Das ist kein weißes Urteil!" riefen die beiden Fischer aus. „Entweder der eine Karpfen hat gesprochen oder der andere. Ich schneide meinen Fisch fürwahr nicht entzwei ... Ziehen wir einen anderen Kadi zu Rate."

Und sie begaben sich zu Abdullah, der im Basar vor dem Marmorbrunnen saß und trugen diesem ihr Anliegen vor. Abdullah strich sich über den Bart, erwog lange hin und her, endlich sprach er:

„Bismil lahir rachmanir rachimi, — im Namen des allbarmherzigen Allah. Ein Erdenmensch vermag nicht zu entscheiden, welcher von den beiden Fischen gesprochen hat. Nicht durch die Quere, sondern der Länge nach sollen die beiden Fische durchschnitten werden; der eine von euch wird die rechte, der andere die linke Fischhälfte dem Kalifen überreichen. Auf diese Art kommt von jenem Fisch, der gesprochen hat, zumindest die Hälfte des Gehirns auf den Tisch des Kalifen."

Aber auch damit gaben sich die beiden Fischer nicht zufrieden.

„Statt einen lebenden Fisch soll ich einen halben toten zum Kalifen bringen?" sprachen beide, „suchen wir einen dritten Kadi auf."

„Das geht nicht an", herrschte sie Abdullah an. „Laut Gesetz darf nach dem Rechtsspruch zweier Kadis nur mehr der Kalif selbst ein Urteil fällen. Kommt mit zum Kalifen und auch Tobba möge sich dort einfinden."

Eine halbe Stunde später lagen sie alle vier vor dem Kalif auf den Knien. Erst sprach Halil, nach ihm Ibrahim, und dann die beiden Kadis. Nachdem der Kalif aufmerksam zugehört hatte, sprach er:

„Die Fische dürfen nicht durchschnitten werden, weder der Quere, noch der Länge nach. Das wäre nur die Hälfte der Wahrheit, eine halbe Wahrheit ist aber keine Wahrheit. Es muß festgestellt werden, welcher von den beiden Fischen gesprochen hat — das wird erst die volle Wahrheit ergeben."

„Der meine hat gesprochen", beteuerte Halil.

„Nicht richtig, mein Fisch hat gesprochen", entgegnete Ibrahim.

„Ich will selbst entscheiden", sagte der Kalif mit einem feinen Lächeln. Und er fragte, an Halil gewandt: „Deiner Behauptung nach hat dein Karpfen gesagt, er sei freiwillig in dein Netz gegangen."

„Ja, ja, so ist es, herrlichster aller Kalifen."

„Und du, Ibrahim, behauptest, dein Fisch habe ebenso gesprochen?"

„Ja, ja, Leuchte des Reiches."

„Nun denn, — wir werden das Geheimnis bald heraus haben, welcher der beiden Karpfen freiwillig ins Netz gegangen ist. Kommt alle mit mir zum Fluß und jeder bringe seinen Fisch mit."

Beim Fluß angelangt, befahl der weise Kalif, die Fische in das Wasser zurück zu werfen. Und als das geschehen war, fuhr der Kalif fort:

„Und nun setze sich jeder in seinen Kahn und werfe sein Netz aus. Jener Fisch, der heute so freiwillig und freudig in das Netz gegangen ist, wird jedenfalls auch jetzt dasselbe tun. So wollen wir denn sehen, ob sich Halils Fisch oder jener Ibrahims wieder fangen lassen wird?"

Halil und Ibrahim mühten sich mit ihren Netzen ab, aber sie fingen fürwahr nur lauter kleine Fische. Die zwei Riesenkarpfen wichen jeder Gefahr aus.

„Mein Urteil lautet nun", sprach Harun al Raschid mit erhobener Stimme, „daß du, Halil, fünfundzwanzig auf die Sohlen bekommst, während dir, Ibrahim, sechsundzwanzig, um einen Stockhieb mehr, verabreicht werden sollen. Du Halil, weil du gelogen hast, du aber, Ibrahim, weil du dir die Lüge eines anderen zu eigen gemacht hast ..."

Das Urteil wurde alsbald bekannt und ganz Bagdad jubelte dem Kalifen zu. Wahre Weisheit ist nur bei Allah selbst zu finden, und nach Allah nur beim Kalifen.

(Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei.)

Der europäische Luxuszug.

Erster Klasse nach Ostindien.

Fast zwei Monate fährt der Dampfer vom europäischen Hafen durch den Suez-Kanal, um Indien herum, nach Schanghai oder Tokio. In 12 bis 14 Tagen, je nach dem Reiseziel, kann man auf der transsibirischen Eisenbahn von Mitteleuropa aus in die wichtigsten Städte Ostasiens gelangen. Dreimal in der Woche fährt der Expreß in jeder Richtung. Man kommt von Warschau und erreicht die russische Grenze bei der Zollstation Niegoreloje. Es ist ½7 Uhr abends, der Zug hat knapp zwei Stunden Aufenthalt, und am nächsten Vormittag um ½11 Uhr ist man in Moskau. Nur fünf Stunden sind Zeit, die Sowjethauptstadt zu besichtigen. Dann geht es weiter, Richtung Osten, Richtung Asien. Alte Fürstensitze fliegen vorbei, man fährt durch einförmige Wälder, dann ist man in der wichtigen Handelsstadt Wjatka. Auf dem Bahnhof werden Holzspielwaren angeboten, Erzeugnisse der Heimindustrie, Tabakbüchsen aus karebischer Birke, allerlei geschnitzte Schatullen. Und nun ändert sich die Landschaft. Das Vorgebirge des Ural beginnt, dunkle Nadelwälder umrahmen die Bahn, der Zug poltert über die mächtige Kamabrücke und hält in Perm.

7½ Tage braucht der Expreß von der russischen Grenze bis zur russischen Grenze. Die Landschaften wechseln. Hinter Perm beginnt das Felsengebirge, hinter Swerdlowsk steigt die Bahnstrecke wieder das Uralgebirge hinab, man gelangt durch fruchtbare Niederungen, passiert Omsk und fährt nun durch ein Steppengebiet mit Salzseen. Hier und da stehen ein paar Baumgruppen. Man kommt in die Taiga, die unbewohnte Steppe, die jetzt allmählich zum Leben erwacht. Äxte werden geschwungen, Sägemühlen kreischen. Tag und Nacht rollt der Zug durch die grünen Mauern des Urwaldes. Dort jagen Wolfsrudel, wilde Ziegenherden, dort gibt es noch Bären. Vorbei an Irkutsk gelangt man zum Baikalsee. Am Ufer ist die Bahn in den Fels gesprengt, malerische Ausblicke öffnen sich auf Berg und Wasser, plötzlich geht es durch 39 Tunnels — die Schweiz in Sibirien. In jähen Windungen schlängelt sich der Zug nach Tschita, und bald danach gabelt sich die Bahn in zwei Arme, von denen einer zur Mandschurei, der zweite nach Wladiwostock fährt. Die Züge, die bisher auf dieser langen Strecke verkehrten, hatten drei Klassen. Aber vielen europäischen Reisenden war es unangenehm, mit russischen Bauern zusammen zu fahren, und sie wählten deshalb oft die lange Schiffsreise, bei der die Passagiere der ersten Kajüte abgeschlossen unter sich sind. Das Leben im Sibirienexpreß ist ja dem Leben auf dem Ozeandampfer sehr ähnlich. Menschen, die ein bis zwei Wochen auf engem Raum angewiesen sind, werden gesprächig und schließen Freundschaft. Die Reisenden der ersten Klasse gehören überdies fast immer denselben Gesellschaftsschichten an. Es sind reiche Kaufleute, die in Schanghai oder in Japan zu tun haben, es sind Diplomaten oder höhere Beamte der diplomatischen Missionen, und dazu kommen noch ein paar Gelehrte, die zu wissenschaftlichen Kongressen fahren. Japanische und chinesische Studenten, die ebenfalls in großer Zahl den Sibirienexpreß benutzen, sind fast immer arm und reisen in der dritten Klasse. Nun wollen die Sowjetbahnen die gutzahlenden Passagiere der ersten Klasse für den transsibirischen Weg gewinnen. Deshalb haben sie von der russisch-polnischen Grenze bis zur russisch-chinesischen Grenze einen durchlaufenden Luxusexpreß gelegt, der jeden Mittwoch verkehrt und zum erstenmal am 2. September die westliche Grenzstation verlassen hat. Er besteht nur aus drei Schlafwagen erster Klasse und bietet infolgedessen lediglich Platz für 48 Reisende. Dazu kommen ein Gepäckwagen und ein Speisewagen. Die Verpflegung in diesem Speisewagen soll besonders gut sein und es mit der Küche der Ozeandampfer aufnehmen können. Jeder Reisende ist verpflichtet, die Verpflegung für die gesamte Reise vorher zu bezahlen; sie kostet für jeden Tag etwa 18 Mark. Da die Fahrkarte erster Klasse von Berlin nach Schanghai 1500 M. kostet, so stellt sich die gesamte Reise vielleicht auf 1750 M. Das ist viel Geld, aber die Schiffahrtsgesellschaften sind nicht billiger, und Zeit ist auch Geld.

Im Winter hofft man, die Fahrtdauer für den Sibirienexpreß, oder wenigstens für den Luxuszug, noch etwas verkürzen zu können. Das ist nicht einfach: denn die Bahn ist eingleisig, und gerade im Winter ist oft mit störenden Schneeverwehungen zu rechnen, die zu Verspätungen führen. Dennoch soll der Zug beschleunigt werden, um den Transitreisenden eine bessere Verbindung zwischen Europa und Ostasien zu bieten. Denn grundsätzlich sollen die Plätze im Luxuszug nur Durchreisende belegen dürfen; gelegentlich werden allerdings Ausnahmen gemacht werden.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.